

Über die Differenz des Geradeaus.

Alltagsinszenierungen von Blindheit

SIEGFRIED SAERBERG

Der folgende Beitrag diskutiert die alltägliche praktische Herstellung von Blindheit als spezifischen Interaktionszusammenhang und deren Konstitution als eigenständiger Wahrnehmungsstil und eigene Erfahrungsweise. Subjektive Sinnkonstitution und soziale Konstruktion werden als ineinander verwoben verstanden und an empirischem Material rekonstruiert.

1. Da geht's lang!

Ich möchte diesen Beitrag mit einer ethnographischen Beschreibung derjenigen sozialen Begegnungen zwischen mir, einem blinden Fußgänger, und sehenden Passanten im Straßenverkehr eröffnen, deren Ziel das >Nach-dem-Weg-Fragen< und das Erlangen einer treffenden >Wegauskunft< (Klein 1982) ist. Sie verbindet das Erinnerungsprotokoll einer konkreten Begegnung mit einer Reflexion auf typische Probleme solcher sozialen Situationen.

»Eben ist wieder einer an mir vorübergegangen, den ich ansprechen wollte. Einfach so, ich habe sogar das Gefühl gehabt, dass er mir ausgewichen ist. Wenn ich in meinen inneren emotionalen Haushalt hineinhöre, dann erscheint mir diese Situation, obwohl sie mir durchaus vertraut ist, noch immer ärgerlich, frustrierend, nervig. Es bleibt dennoch irgendwie eine Kränkung, dass man nicht in der Lage ist, jemanden anzuquatschen, oder dass die einfach weglaufen oder keine Lust oder Zeit haben.« (Protokoll vom 21.7.1992)

Der Schlüssel zur Reziprozität, d.h. zur Wechselseitigkeit des gesellschaftlichen Miteinander, zu seinen Handlungen, seinen Gesprächsweisen und seinen Erwartungen, ist also räumlich: Ich weiß zwar, dass dort ein anderer

ist. Ich höre, wie seine Schritte näher und näher kommen, sie werden lauter. Ich versuche, den Raum für eine Gesprächseröffnung >vorzubereiten<, indem ich mich in eine möglichst gerade Bahn zu diesem Schrittgeräusch bringe, so, dass ich auf beiden Ohren gleich laut das Geräusch der Schritte höre. Ich spreche dann in diese Richtung. Aber jenen kleinen Punkt im Raum, in dem sich zwei Blicke ineinander spiegeln, den finde ich nicht, oder er wird mir verwehrt.

Und wenn der zweite oder dritte Versuch gelungen ist, treten die nächsten Schwierigkeiten auf. Eine davon ist, dass sehende Leute immer in irgendeine Richtung zeigen, um einem diese zu beschreiben. Ich kann mich noch sehr gut an solch eine Begebenheit in den ersten Tagen meiner selbstständigen Mobilität (ohne Begleitung eines Sehenden) erinnern: Ein Angestellter der KVB, der in einem Ticketschalter saß, versuchte mir ungefähr zehn Mal hintereinander durch das Zeigen »Da (!) müssen Sie langgehen«, den Weg zum Bus zu weisen. Es war nichts zu machen, ich bin sehr wütend geworden und davongeeilt, ohne die korrekte Richtung zu wissen. Dies hatte nun wiederum zur Folge, dass der im Ticketschalter Eingespernte mir nachzurufen begann: »Andere Richtung!« Erneut eine Handlungsweise, die bei mir nur sehr begrenzt Begeisterung hervorrief. Zwar waren dem Angestellten in dieser Situation nicht gerade die Hände gebunden - er konnte sie wohl, wie ich annehme, im Gegenteil gut bewegen. Aber er konnte weder verbal aus seiner Haut noch physisch aus seinem Ticketschalter heraus, um eine alternative Wegauskunft zu erteilen.

Diese Erlebnisse erinnern an die »incongruity-experiments«, die Harold Garfinkel (1967), der Begründer der Ethnomethodologie, von seinen Studenten bei ihren Familien durchführen ließ. Als die Studenten z.B. bewusst zu Hause so taten, als wären sie dort mit allen häuslichen Ritualen, gewohnten Orten, zeitlichen Tagesplänen und anderen Gepflogenheiten völlig unvertraut, kurz: als wären sie Fremde, war die Reaktion der Gefoppten ebenfalls Entrüstung und Unverständnis. Hier wird etwas in Frage gestellt, aus dem Tritt alltäglichen Funktionierens gebracht, das zum Bereich des für selbstverständlich Gehaltene, des alltäglich hochgradig routinisierten Handlungswissens von jedermann und jederfrau gehört und das - im Anschluss an Garfinkels so genannte Ethnomethoden - gewissermaßen dem >Normalen< zugerechnet wird.

In meinem Zusammenhang ist für die Erforschung solcher sozialen Alltagspraktiken nun Folgendes wichtig: Sie sind so hochgradig routinisiert, dass sie durch bloße Reflexion oder auch Beobachtung nur schwer bloßzulegen sind. Zwar hilft das Blind-Sein durch seine >Unangepasstheit<, das gewohnheitsmäßige Funktionieren von sozialer Interaktion und Kommunikation aus den Angeln zu heben, jedoch ist dadurch erstens eine feine empirische Beschreibung dieses alltäglichen Handelns und Wissens noch nicht geleistet. Ebenso wenig ist dadurch zweitens aufgezeigt, wie

denn eine alternative >blinde Gewohnheit< dieselben perzeptiv-kognitiven, interaktiven und kommunikativen Probleme, also z.B. das der räumlichen Orientierung oder der adäquaten Wegauskunft, lösen würde. Schließlich ist dadurch drittens noch nicht beschrieben, wie eine mehr oder weniger funktionierende Interaktion und Kommunikation zwischen blinden und sehenden Menschen ablaufen könnte.

Somit muss die Konstitution des Raumes im perzeptiven Handeln durch Blinde und Sehende zunächst einzeln untersucht werden, um danach ihren >Interaktionseffekt< als Wechselwirkung aus den räumlichen Orientierungen der einzelnen Beteiligten erkennen und verstehen zu können.

Aber mit welchen Methoden kann man welche inhaltlichen Aussagen über die räumliche Orientierung Blinden und Sehender und über deren gemeinsame Interaktion und Kommunikation in der Wegauskunft treffen?

2. Der Standpunkt eines Blinden

Wesentlich für diese Studie ist, dass ihr Autor selbst blind ist.¹ Dies bedeutet, dass die Zutrittsbedingungen des Forschers zum Feld von vornherein durch ein großes Alltagswissen um seine Relevanzen geprägt sind. Detailreichtum und Mitspielkompetenz sind in diesem Fall zum einen als existenzielles Engagement und existenzieller Hintergrund (Hitzler 1988; Honer 1993) und zum anderen als Vorwissen einer immer schon vorgezeichneten Lebenswelt da. Um die phänomenale Fülle erlebter Erfahrung (Schütz 2004b) und die Dichte der Beschreibung (Geertz 1994) nutzen zu können, beginnt die Untersuchung als Einzelfallstudie. Sie erhebt den Anspruch, das Allgemeine auf eben besondere Weise zu repräsentieren, so dass das Allgemeine im Besonderen mitklingt und resoniert. Es wird somit eine allgemeine Grundstruktur typischer raumorientierender, interaktiver und kommunikativer Herausforderungen für Blinde skizziert, die in Interviews mit weiteren Blinden zum größten Teil verifiziert werden konnte.

Um die Alltagserfahrungen des blinden Forschers aus dem phänomenalen Hintergrund wahrnehmenden Routinewissens in standardisierbare und überprüfbare Texte (vgl. Gross 1981) zu überführen, wurden ausführliche Selbstbeobachtungsprotokolle angefertigt. Dazu habe ich meine Wahrnehmungen und Eindrücke simultan zu ihrem Entstehen im Handlungsverlauf auf Kassette gesprochen. Diese akustische Methode hat den Vorteil, dem blinden Erfahren von Welt angemessen zu sein.

Die subjektive Perspektive eines Blinden, in welcher das perzeptive Handeln als wichtigster Untersuchungsgegenstand herausragt, möchte ich nun rekonstruieren. Ich nenne sie im Anschluss an Gedanken von Alfred Schütz (Schütz/Luckmann 1979/1984), des Begründers der Mundanphä-

nomenologie, und des französischen Leibphänomenologen Maurice Merleau-Ponty (1984) den Wahrnehmungsstil eines Blinden. Sein Pendant bildet der sehende Wahrnehmungsstil.

Zur >Veranschaulichung< - metaphorisch korrekter müsste es wohl >Veranhörbarung< oder >Veranhörlichung< heißen - führe ich zunächst das Selbstprotokoll einer >Begehung< des Kölner Hauptbahnhofes an. Es wurde mit einem Diktiergerät in der Hand während des Gehens aufgesprochen.

»Ich habe also den Hauptbahnhof betreten und direkt dieses hallige Geräusch gehört, das Brummen des Zuges auf der rechten Seite, wo ich ausgestiegen bin, sodass man also schon genau wusste, wo links und rechts ist. [...] Die Rolltreppe rollt nach unten. Den Stock halte ich nach vorne, die Stufe unter mir berührend. Ich stehe, halte mich nicht fest, den Stock in der rechten Hand, links das Diktiergerät. Ich höre schon, dass das Unten näher kommt, ich spüre, dass sich der Senkungswinkel der Treppe verändert, nun spüre ich am Stock den Widerstand der Rolltreppenkante, die ihr Ende bildet, und gehe herunter.

So. Ich höre rechts eine Wand, jetzt öffnet sie sich. Ich höre rechts das Summen der Halle. Ich drehe mich um und gehe in diese Richtung mit pendelndem Stock vor mir her. Rechts gehen Leute vorbei, nah an mir zwei Frauen. Sprechen hinter mir, ein paar Leute vor mir, das Hallengeräusch. Ich gehe auf das Hallengeräusch zu, vor mir Stimmen. Rechts von mir auf einmal eine Öffnung mit Geräusch. Ich tippe mal, dass das ein Aufgang zu den Gleisen ist. Jemand spricht mit dem Handy, ich höre das Brummen einer Lok [...]«. (Protokoll vom 8.6.2003, »Weg Kölner Hauptbahnhof«/1)

In der subjektiven Perspektive eines Blinden spielen die verschiedenen Sinnesfelder (Hören, Tasten, Riechen, Empfinden etc.) auf jeweils unterschiedliche Weise zusammen. Der Wahrnehmungsstil eines Blinden ist - im Unterschied zu demjenigen Sehender, wie wir in Kapitel 3 hören (sehen) werden - geprägt von einem hochgradig komplexen Ineinandergreifen verschiedener Sinnesfelder, in dem sich die Aufmerksamkeit des navigierenden Subjektes ständig anderen Elementen des wahrnehmbaren Raumes zuwendet.

Die Gesamtheit dieser Navigation ist wesentlich am Nah und Fern der Raumorientierung ausgerichtet, daran, wo der Weg >hier< zuerst entlangführt, um danach >dorthin< zu gelangen. Der eigene Leib ist dabei der Ursprung des raumorientierenden Koordinatensystems, von ihm aus wird mit Hilfe eines grundlegenden Orientierungsschemas die Umwelt in Richtungen nach links/rechts, oben/unten und vorne/hinten gegliedert, bezogen auf das jeweilige Bezugssystem der jeweiligen räumlichen Umwelt, in die das Subjekt pragmatisch wirkend eingreifen kann:

Das >Hier< ist zunächst - als Verankerung in dem grundlegenden Bezugsschema dieser Umwelt - das Stehen des eigenen Leibes auf einem bestimmten Untergrund, dem auch feste Qualitäten zugeschrieben werden,

wie z.B. der glatte steinhafte Boden des Bahnsteiges, das riffelige Metall der Rolltreppe oder - in einer anderen Umwelt - auch der dumpf klingende Holzfußboden eines Zimmers, die glatten und hell klingenden Fliesen eines Balkons, der Asphalt einer Straße, ein Wegrand aus kleinen Steinchen, Lehm und Kräutern, eine Wiese etc. Deren Details ergeben sich auf Grund von apperzeptiven Schemata (Husserl 1972: § 83), das sind sowohl leiblich-körperliche als auch kognitive Interpretationsschemata der wahrnehmbaren Umwelt.

Das »Dort« des Raumes wird komponiert auf Grund von apperzeptiven Schemata des Geruchs, Luftzugs und taktile Muster von Hand, Fuß und Langstock. Besonders wichtig sind apperzeptive Schemata des Hörraums wie Schallreflexion und Schalldämmung, Geräuschbahnung, Geräuschverdeckung und Geräuschverstärkung.

Hierunter ragen einzelne Geräusche und Grundklänge hervor. Erstere, wie Stimmen, Schritte, Motorengeräusche, Lautsprecheransagen, Geschirrklopfen etc., dienen der Personen- und Gegenstandserkennung, zur Identifizierung von Richtung und Entfernung im Raum. Auf dem Hintergrund einer Sphäre von teils gleichzeitig, teils sukzessiv Hörbarem, entsteht ein Koordinatennetz von räumlichen Relationen zwischen Geräuschen.

Grundklänge entstehen als Summe allen geräuschhaften Vorkommens als Gesamtklang in einem Raum. Sie sind typisch und haben einen allgemeinen Charakter. Beispiele hierfür sind der mit je verschiedenem Hall gemischte Grundklang eines Bahnsteiges, einer Bahnhofshalle oder einer U-Bahnstation, der Grundklang einer Dorf-, Vorstadt- oder Innenstadtstraße oder von Plätzen der verschiedensten Art. Grundklänge bilden den akustischen Kern dessen, was die kognitiven topologischen Grundtypen (eben Bahnhof, Platz, Straße etc.) ausmacht: Sie deuten eine akustische Umwelt gemäß einem körperlich-leiblich sedimentierten Wissensvorrat.

In Grundklängen und Geräuschen zeigen sich weiterhin zwei formale Grundmerkmale des akustischen Raums: seine Sphäralität und seine Gerichtetheit. Zum einen wird im Grundklang deutlich, dass der Raum des Hörens offen in alle Richtungen ist. Jede dieser Richtungen ist zur gleichen Zeit einhörbar, der Raum ist also - im Gegensatz zum visuellen Feld - als Sphäre simultan in allen seinen Raumlagen offen erschlossen. Zum anderen wird zugleich aber in Geräuschen deutlich, dass das Hörfeld hochgradig nach Richtungen differenziert ist, so dass mit großer Genauigkeit die Position eines Geräusches in ihm angegeben werden kann.

3. Die sehende Perspektive

Im zweiten Schritt soll nun der sehende Wahrnehmungsstil als Kontrastfolie und als Interaktions- und Kommunikationspartner des Wahrnehmungsstiles eines Blinden dargestellt werden. Mithilfe des »incongruity-ex-

periments« einer Dunkelausstellung und nicht standardisierten Interviews mit Sehenden wird dazu zunächst die Perspektive Sehender in ihrem perzeptiven Handeln rekonstruiert.²

Um die Selbstverständlichkeit alltäglich routinierter Handlungsabläufe zu erschüttern und die eminente Bedeutung optischer Wahrnehmung für die Fertigkeit der navigierend gehenden Fortbewegung (vgl. Ryave/Schenkein 1974) im sehenden Wahrnehmungsstil zu verdeutlichen, möchte ich hier zunächst Beobachtungen aus Dunkelausstellungen³ anführen: Gehen ist im >Normalfall< für Sehende eine einfache Angelegenheit, eine Fertigkeit im Sinne Schütz'. Sehende haben sie sozialisiert und vollziehen sie routinemäßig und zumeist perfekt, ohne dass sie in den Griff des Bewusstseins käme. Über dieser routinemäßigen Perfektion wird die komplexe Bewegungs- und Wahrnehmungskoordination vergessen, die dieser Fertigkeit zugrunde liegt und gleichsam in jedem Schritt erneuert wird.

In Dunkelausstellungen kommt dieser perfekte Lauf der Dinge gewissermaßen aus dem Tritt und gerät ins Stolpern: Hat man auch nur eine oder zwei Führungen als blinder Begleiter gemacht und hört man oben drein noch die auf Tonträger gespeicherten Gehgeräusche ab, so wird sofort ohrenfällig, mit welchem Lärm sich die Blinden auf Zeit fortbewegen: Schnarrend, schabend und reibend schleifen und schlurfen sie über den Boden. Grund für diese vermehrte Geräuscentwicklung ist das Faktum, dass niemand es wagt, den Fuß in gewohnter Weise so weit anzuheben, dass er im Vorwärtsschreiten den Boden überschwebend ihn nur kurz im abgebremsten Absenken berührt, um als Standfläche für die Weiterbewegung des anderen Fußes zu dienen. Im Gegensatz zu dieser gewohnten Weise der Bewegung bleibt hier im Dunklen die Bodenhaftung beider Füße also dauerhaft bestehen.

Bereits hieraus lässt sich folgern, dass Sehen bei der Verortung des eigenen Körper-Leibes Sehender im umfassenden Bezugssystem räumlicher Umwelt eine immense Rolle spielt. Nur mit dem ungewohnten Langstock ausgerüstet und ohne den vorauseilenden Blick sind die Blinden auf Zeit auf das Tasten der Füße zurückgeworfen. Diese unsichere Lage ruft bei einigen Besuchern leichte Schwindelgefühle oder Engeangst hervor, die allerdings mit der Zeit fast verschwinden. Hier wird die Zentralität des eigenen Leibes als Ursprung der Raumorientierung für den ersten Moment der Dunkelheitserfahrung ebenso problematisch wie die Verankerung des eigenen Standpunktes in Bezug auf die Umwelt. Sehen ist also innerhalb des sehenden Wahrnehmungsstils in diese grundlegenden raumkonstituierenden Prozesse involviert.

Zahlreiche Interviews mit Sehenden über ihr perzeptives Handeln bei Wegauskünften zeigen außerdem: Während der Wahrnehmungsstil eines Blinden eine Integration der raumkonstituierenden Vermögen verschiedener Sinne leistet, weist der sehende Wahrnehmungsstil eine wesentlich geringere Beteiligung verschiedener nicht-visueller Sinnesfelder auf. Er funk-

tioniert vor allem auf Grund eines mehrdimensionalen Einsatzes des Sehfeldes, das als frontales, fokussierendes Blicken und als >Registrieren< seitlich und in der Ferne den Raum erkundet und sichert. Sehen kann so z.B. im Unterschied zum Hören nicht einen Raum in seiner Gänze erfassen. Es ist zumeist auf etwas fokussiert, kann zwar noch peripher oder in der Tiefe grobe Sachverhalte oder Gegenstände erfassen, aber jenseits dessen ist Sehen immer auch Nicht-Sehen. Was zu weit hinten oder seitlich liegt, entrinnt dem Blick.

4. >Nach-dem-Weg-Fragen< in sozialen Begegnungen zwischen einem Blinden und Sehenden

Im Folgenden möchte ich die teils gelingenden, teils scheiternden Konstruktionsversuche einer Blinden und Sehenden gemeinsamen räumlichen Umwelt durch die Beteiligten hermeneutisch-interpretativ rekonstruieren (vgl. Soeffner 1989; Schroer 1997). Dazu werde ich als registrierendes Datenmaterial (vgl. Bergmann 1985) auf Tonkassetten aufgezeichnete soziale Begegnungen zwischen einem Blinden und Sehenden im Straßenverkehr, die den Zweck des >Nach-dem-Weg-Fragens< mit dem Teilziel einer Wegauskunft verfolgten, zugrunde legen. Diese Tondokumente haben den Vorteil, dass sie das soziale Geschehen möglichst ablaufgetreu abbilden. Sie wurden vom blinden Forscher, der somit zum blinden Protagonisten der aufgezeichneten Situationen wurde, mittels eines Walkmans und eines kleinen Mikrofons aufgenommen. Die subjektiven monothetischen Perspektiven (vgl. Hitzler/Soeffner 1994) der Beteiligten (Blinder und Sehende) gehen als notwendige Konstruktionsbedingungen in dieses gemeinsame >Spiel< ein.

4.1 Gesprächsinitiierung

Soziale Begegnungen müssen räumlich-leiblich initiiert werden. Für den sehenden Wahrnehmungsstil kann sowohl den soziaethologischen Analysen Adam Kendons (1990) als auch den eigenen explorativen Interviews folgend konstatiert werden, dass für Sehende bei der Initiierung einer sozialen Begegnung vor allem visuelle Zeichen und Gesten, insbesondere der Blickaustausch, von Bedeutung sind.

Im Gegensatz hierzu greift der blinde Protagonist auf folgende alternative Strategien der Gesprächsinitiierung zurück:

- Die Berührung mit der Hand bei unmittelbarer Nähe der potenziellen Gesprächspartner, wobei eine Berührung an einer in der Welt der Sehenden als unpassend empfundenen Stelle nicht immer auszuschließen ist.

Das Ansprechen aus dem Fluss der Bewegung, bei dem sich die Interaktionspartner wie in einer Menschenmenge zumeist bei abgebremster Geschwindigkeit in die gleiche Richtung fortbewegen und die Kontaktaufnahme durch die geringe Entfernung und die gut hörbaren Körpergeräusche (Schritte, Kleider) erleichtert wird.

Das >In-den-Weg-Stellen<, bei dem der blinde Protagonist versucht, sich potenziellen Gesprächspartnern oder Gesprächspartnerinnen so in den Weg zu stellen, dass er nicht mehr übersehen werden kann.

Das Sprechen in die Richtung eines potenziellen Gesprächspartners, bei dem die >Sprechrichtung< die Blickrichtung imitiert.

Das andauernde Sprechen, welches akustische Aufmerksamkeit durch die Produktion von möglichst viel Sprachgeräusch hervorrufen will. Beispielhaft wäre hier eine Äußerung wie »Entschuldigung, ich such einen Papierkorb, hier soll irgendwo einer sein, das hat mir eben jemand gesagt, der hat aber nicht genau gesagt, wo der ...«, die an die Stelle der eher üblichen kurzen Formel: »Entschuldigung?« tritt, die dann erst auf einen Gegenzug des Gesprächspartners wartet, ehe kurz der Wunsch angefügt wird.

- Die >akustische Kontaktanzeige< in Form des Selbstgespräches, eine Äußerung, die keinen bestimmten Adressaten hat, sich vielmehr an jeden richtet, der sich angesprochen fühlt. Z.B. an einer Bushaltestelle wartend: »Ob das die Linie 9 ist?« oder: »Ich glaube, ich muss mal jemanden fragen.« Sie signalisiert die Bereitschaft zum Gespräch, überlässt dessen Initiierung aber dem potenziellen Gegenüber. Während im sehenden Wahrnehmungsstil die fokussierende, auf einen bestimmten punktuellen Raumausschnitt, den Blick des anderen, gerichtete Raumorientierung vorherrscht, wendet der blinde Akteur mit der akustischen Kontaktanzeige eine in das sphäral offene Hörfeld sprechende Raumorientierung an, die so zur Gemeinsamkeit beider Wahrnehmungsstile wird.

4.2 Die interaktiv-kommunikative Konstruktion eines irgendwie gemeinsamen sozialen Raumes

Die Schwierigkeiten bei der Konstruktion einer wie auch immer gemeinsamen räumlichen Umwelt lassen sich daran ablesen, dass Sehende bei dem Versuch, dem blinden Akteur eine Wegauskunft zu übermitteln, auf in diesem Fall inadäquate Routinen sehender Raumkonstruktion wie Zeigen, uneindeutige Richtungsangaben, visuell verankerte Landmarken und Wegbeschreibungen zurückgreifen. Zur Reparatur (vgl. Bergmann 1988/1989: 44ff; Schegloff/Jefferson/Sacks 1977) dieser Inkongruenz müssen dann alternative Strategien der Konstruktion eines wie auch immer gemeinsamen Raumes ausgehandelt werden.

4.2.1 Das Zeigen

Es ist wohl ein typisches Charakteristikum der hier thematisierten sozialen Begegnung, dass Sehende dem Blinden eigentlich immer sofort den Weg zeigen wollen. Dies bedeutet, dass der blinde Protagonist die sprachliche Äußerung >da< oder >dort lang< oder >hier entlang< hört. Das gestische Handeln seiner sehenden Gesprächspartner oder -Partnerinnen - nämlich ihr mit Hand, Finger, Arm oder gar ganzem Körper >In-den-Raum-hinaus-Zeigen< - nützt ihm nichts, denn unmittelbar wahrnehmen kann er es nicht. Das Ziel des Zeigens im fernen oder näheren Raum bleibt so unverstündlich.

Folglich sind Übersetzungsversuche notwendig, die diese Formen annehmen können:

Kurios und aufwenig Beifall beim blinden Protagonisten stoßend ist es, wenn er von den Sehenden direkt angefasst und sein Körper in die gemeinte Richtung gedreht wird.

- Auch wenn die zeigende Person den Arm des Blinden ergreift und mit ihm und dem daran hängenden Stock in die gemeinte Richtung deutet, überschreitet sie gewiss die Grenzen körperlicher Intimität.

Eine vom blinden Protagonisten gewählte Strategie besteht darin, mit der eigenen Hand wie ein langsam sich bewegendes Uhrzeiger in den Raum hinauszudeuten, um durch den bestätigenden oder ablehnenden Kommentar der sehenden Person die gemeinte Richtung zu erfassen.

4.2.2 Richtungsangaben

Ein weites Feld für Irrungen und Wirrungen sind Richtungsangaben wie etwa >links< oder >rechts<. Denn es bleibt stets fraglich, welches der Bezugspunkt ist, von dem aus diese gegeben werden: Ist es der Körper-Leib des Sehenden oder des Blinden? Verwechslungen sind notorisch, mit der Folge, dass sich eine Richtung in ihr Gegenteil verkehrt. Als besonders prekär hat sich die Richtung >geradeaus< herausgestellt. Denn es scheint im sehenden Alltag selbstverständlich zu sein, was unter >geradeaus< zu verstehen ist. Diese Selbstverständlichkeit drückt eine sehende Gesprächspartnerin wie folgt aus:

»Es gibt nur ein Geradeaus, nicht!« (Situation Rathaus: Zeile 65)

Für den blinden Protagonisten aber ist fraglich, an welchem Teil seines Körpers oder an welcher seiner Körperhaltungen das Richtmaß >geradeaus< anzulegen ist: an seiner Fußstellung, seiner Gesichtsrichtung oder seinen Schultern?

Neben der Unbrauchbarkeit solcher Richtungsangaben für den Prota-

gonisten ist auffallend, wie hochgradig irritierend für Sehende oft diese Unbrauchbarkeit erscheint, was daraufhinweist, wie selbstverständlich solche alltäglichen räumlichen Orientierungen im Wahrnehmungsstil Sehender sind. Nur das, was für fraglos gegeben und selbstverständlich gehalten wird, also auf einen hochgradig anonymisierten sozialen Typ »Jedermann« oder »Jedefrau« anwendbar zu sein scheint, vermag solche Irritationen zu erzeugen.

4.2.3 Wegbeschreibende Äußerungen und Landmarken als Merkmale der Orientierung

Weiterhin fehlt ein gemeinsames Wissen um besonders markante und relevante Orientierungshilfen innerhalb der gegenständlichen Umwelt. Beschreibungen der Art »Gehen Sie dort am Haus mit dem roten Dach entlang« sind »offensichtlich« untauglich. Qualitäten akustischer (Hupen, Verkehr), taktueller (Kopfsteinpflaster, Hausverputz) oder topographischer (herauf, herunter) Art werden selten oder höchst verwirrend in Beschreibungen genutzt.

So gehört es nicht zum für Sehende relevanten Wissen, ab wann ein Weg noch bergauf und ab wann er wieder bergab führt - wie in der Situation »Rathaus«, einer Begegnung zwischen E, dem blinden Protagonisten, und zwei Sehenden (I und O), deutlich wird:

- I: Wenn Sie merken, dass Sie dann ziemlich steil wieder runtergehn.
 E: Mhm.
 I: Das, äh, da da dürfen Sie !nich! runtergehn also.
 E: Mhm.
 I: Oben auf der Höhe, da müssen Sie RECHTS.
 O: Nein, da geht's.
 I: Zum Rathaus muss man doch noch mal son kleines Stückchen rechts?
 O: Ne, ersmal geht man äh, erst wenn man ganz oben auf der Höhe is, is man bei Schafen, dann geht man n BISSCHEN runter noch.
 I: Noch n bisschen vielleicht runter.

Es fehlt weniger die gemeinsame Sprache als vielmehr das geteilte Wissen, welche typischen Merkmale typischer Umwelten für bestimmte Handlungen und Zwecke relevant sind.

4.2.4 Herkunftsqualität und allgemeine topologische Muster als Minimalbedingungen der sozialen Konstruktion eines gemeinsamen Raumes

Es gibt jedoch neben diesen Kommunikationserschwernissen auch Verbindendes. Hierzu gehört die Herkunftsqualität der Sprache und geteilte

topologische Typen. Carl Bühler (1965) spricht von der Herkunftsqualität des Gesprochenen, die auf die Zeigefunktion der Sprache verweist und in sprachlichen Zeigwörtern wie >hier<, >jetzt< und >ich< ihren Ausdruck findet. Wer sagt: »Hier bin ich«, wird für den Zuhörer zu »Dort ist sie«. So wird jede Sprechende zu einem Ort der Orientierung für jeden Zuhörenden. Der sich in seiner Stimme und Geräuschen (Schritte, Kleider) räumlich offenbarende Körper der anderen wird so im Wahrnehmungsstil eines Blinden zum klar umrissenen Ort richtungsmäßiger Orientierung.

Während Landmarken kaum zu Wegbeschreibungen genutzt werden, ist der implizite Rückgriff auf allgemeine topologische Typen, wie vor allem Straße, Bahnhof, Bahnsteig, Treppe und Unterführung von größter Wichtigkeit. Sie sind Elemente des Routinewissens, auf das der Wahrnehmungsstil eines Blinden bzw. derjenige Sehender als implizit arbeitendes Mittel der Verständigung zurückgreifen können.

Zusammenfassend lässt sich festhalten:

Der blinde und der sehende Wahrnehmungsstil finden >ein Gemeinsames< im Zeigfeld der Sprache, das den Raum für beide Seiten strukturiert.

- Das Zeigen ist als Mittel der Verständigung problematisch. Die Richtungsangabe >geradeaus< erzeugt trennend eine scheinbare Selbstverständlichkeit, die innerhalb der Kommunikation repariert werden muss. Schließlich stützen allgemeine topologische Typen< im Hintergrund die Wegbeschreibung. Eine dem blinden Wahrnehmungsstil wirklich entsprechende Wegbeschreibung wird aufgrund des Fehlens gemeinsam nutzbarer Landmarken nicht erreicht.

Der Versuch, durch Zeigen, Richtungsangaben und Wegbeschreibungen einen erschlossenen Raum zu vermitteln, bleibt daher das Hauptproblem der sozialen Begegnung und führt oftmals dazu, dass der Blinde von dem Sehenden dort hingebbracht wird, wohin er eigentlich selbstständig gehen wollte, oder eben mindestens ein Stück des Weges begleitet wird. Der zurückgelegte Weg tritt dabei als >Königsweg< zur Reparatur dieses Problems in Form einer taktilen, vergegenständlichenden Hilfskonstruktion auf. Die Wegbeschreibung seitens der Sehenden von einem solchen durch Begleitung erreichten >Hier< in das >Dort< des Raumes lautet dann: »... und jetzt immer geradeaus«.

5. Leibhaftige Erfahrung und kulturelles Wissen

An dieser Stelle möchte ich in Bezug auf die Versuche der Konstruktion einer gemeinsamen räumlichen Umwelt von Blinden und Sehenden zwei Ergebnisse festhalten.

Zum einen kann gesagt werden, dass es sozial konstruierte Interaktionsrituale und routinemäßige Handlungs- und Kommunikationspraktiken (Ethnomethoden) gibt, welche den hier in Frage stehenden Typ von Handlungen, die Wegauskünfte, im sehenden >Normalfall< regeln. Hier finden sich gestische und mimische Verhaltensweisen wie Blicken, Zeigen oder Grußgesten. Auch verbal gebundene Formen wie Richtungsangaben oder Landmarken fallen in den Bereich sozialer Konstruktion des Raumes. Sie alle sind für den >Normalfall< konstruiert, in dem sehende - allgemeiner könnte man sagen: nicht behinderte - Handlungspartner zusammenkommen. Es handelt sich hierbei um kulturell gestützte Praktiken und in sie eingelagerte, zumeist visuelle Wahrnehmungs- und Deutungsschemata, die von den Gesellschaftsmitgliedern im Verlauf ihrer Sozialisation internalisiert werden (Loew 2001). Auch sind sie soziohistorischem Wandel unterworfen, wie sich an der Herausbildung von perzeptiven Kulturen und Moden zeigt (vgl. Howes 1991; Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik 1995).

Zum anderen spielt aber auch der subjektiv im Erfahrungs- und Wahrnehmungsgeschehen konstituierte phänomenale Bereich eine Rolle, in dem diese Wahrnehmungsschemata in der subjektiven lebendigen Gegenwart leiblich-körperlich agierender Subjekte angewandt werden. Hier entspringen akustische und taktile Deutungsschemata sowohl leiblich-körperlicher Gegenwart miteinander kommunizierender Mitmenschen (Herkunftsqualität) als auch umweltlicher Strukturen (Geräusche, Grundklänge und taktile Bahnen). Sicherlich haben wir es hier nicht mit bloßen Abdrücken, Spiegelungen oder Echos reiner Wirklichkeit im subjektiven Erleben zu tun, vielmehr sind all diese Deutungen rückbezogen auf kognitiv-leibliche Deutungsschemata. Diese allerdings - das ist meine These - sind zwar zumeist im sozialen Wissensvorrat verankert, müssen dies aber nicht unbedingt sein: Sie können auch aus dem subjektiven Erfahrungsbestand heraus subjektiv kreiert werden und machen daher allererst ein vom >normalen< Erfahrungshaushalt einer Gesellschaft abweichendes körper-leibliches Erleben möglich. Denn sonst wäre gar nicht zu erklären, warum es ein reichhaltiges und differenziertes Erleben blinder Menschen und behinderter Menschen überhaupt geben kann, das vom >Normalfall< abweicht. Dieses eben speist sich aus dem Eigensinn ihrer jeweilig behinderten Leiblichkeit, die aber eben nicht als Mangel an den sozial vorgegebenen Erfahrungsschemata, als Defizit, sondern vielmehr als eigensinniger Erlebnis- und Erfahrungshaushalt, als Wahrnehmungsstil, zu verstehen ist.

Was heißt dies nun in Bezug auf soziales Handeln? Nach Schütz sind

sozial verankerte Wissens- und Erfahrungselemente ausdrücklich rückgebunden an die subjektive Auslegungspraxis leiblich-körperlich und kognitiv handelnder Subjekte und deren soziale Praxis inmitten von intersubjektiver Interaktion und Kommunikation. In der sozialen Begegnung werden der subjektiv perspektivische Eigensinn und die interaktiven und kommunikativen Elemente gemeinsamen sozialen Handelns miteinander abgeglichen. Schütz geht zunächst von der Situation des >Normalfalles< aus: Die Generalthese der Reziprozität - aufgeteilt in die Idealisierungen der »Kongruenz der Relevanzsysteme«⁴ und der »Austauschbarkeit der Standpunkte«⁵ - erzeugt hochgradig Normalität. Aufgrund dieser beiden Idealisierungen werden die faktisch vorhandenen Irreziprozitäten aufgrund der verschiedenen Biographien (selbst Zwillinge teilen nicht die gleiche zeitliche Abfolge von Erlebnissen) und der prinzipiell unterschiedlichen räumlichen Position (zwei Personen können nicht am gleichen Ort im Raum sein) der Handelnden in der >normalen< sozialen Begegnung vernachlässigt. Gewissermaßen >sieht man darüber hinweg<.

Da diesen Idealisierungen aber die Subjektivität und Perspektivität der einzelnen an der sozialen Begegnung Beteiligten zugrunde liegt, bietet die Generalthese der Reziprozität ihrer allgemeinen Form wegen auch Raum für die Normalisierung des Nicht-Selbstverständlichen. Schütz gibt der Subjektivität so viel prinzipielle Freiheit, dass auch Ausnahmen vom >Normalfall< als eigensinnig erlebende Subjektivitäten begriffen werden können, auf deren je subjektives Erleben wieder zurückgegangen werden kann: Reziprozität und demnach Normalität können in der sozialen Begegnung dynamisch hergestellt werden (Schütz/Luckmann 1979: 73-81), denn die soziale Begegnung ist in eine Wir-Beziehung eingelagert. Daher ist sie die grundlegende soziale Beziehung. Sie realisiert sich in der jeweiligen lebendigen Gegenwart der an der Kommunikation beteiligten Subjekte. Alle weiteren sozialen Beziehungen sowie die sozialen Typen überhaupt entspringen in dieser ursprünglichen Form einer unmittelbar wechselseitigen Wir-Beziehung. Subjektive Sinnkonstitution und soziale Konstruktion sind also hier ineinander verwoben (vgl. Srubar 1979; 1988). Ausdrucks- und Deutungsschemata entstehen in sozialen Begegnungen, dort leben sie weiter, und dort können sie auch verändert werden.

Im Folgenden möchte ich solche Aushandlungsstrategien für eine von miteinander interagierenden und kommunizierenden Akteuren neu zu konstruierende >Normalität< exemplarisch beschreiben.

6. Blindheitsinszenierung in dramatologischer Perspektive

Aus der beschriebenen interaktiv-kommunikativen Problemlage erwächst eine eigene Dramaturgie der Blindheitsinszenierung in einer konkreten

Situation. Denn bei aller Differenz zwischen den Wahrnehmungsstilen eines Blinden und Sehender geht es im sozialen Handeln auch um die Präsentation eines Selbstbildes, eines klangbildlichen Selbstentwurfs, der dem Aufeinandertreffen der unterschiedlichen Protagonisten allererst und zu guter Letzt ein humanes Gesicht und einen sozialen Grundklang verleiht. Meine Untersuchung zielt also auch auf die Beantwortung der Frage: »Was tut ein Mensch, um seine Weltsicht und (damit?) ein Bild seiner selbst [...] für ihn selbst und für andere a) überhaupt fassbar zu machen, b) zu vermitteln, c) zu plausibilisieren, d) durchzusetzen?« (Hitzler 1996: 31)

Der >normale< Sehende neigt (wie aus Interviews mit Besuchern einer Dunkelausstellung hervorgeht) dazu, Blindheit im Straßenverkehr als potenzielle Hilfsbedürftigkeit zu typisieren und zu inszenieren. Blinde verstehen diese Zuschreibung als Dementierung eigener Regiemöglichkeiten (wie die Analyse von Beiträgen eines Kassettenmagazins Blinder ergibt) und entwerfen dagegen die Extreme von Stoizismus und Rebellion als Inszenierungsmöglichkeiten (vgl. Saerberg 2003). Dagegen möchte ich am vorliegenden Textmaterial einen eigenwilligen Weg der Inszenierung rekonstruieren. Hilfsbedürftigkeit und Kompetenz bilden dabei die sozial typisierten Vorgaben im Sinne von sowohl Freiheitsräume begrenzenden als auch diese allererst eröffnenden Handlungsbedingungen, auf deren Grundlage die Akteure eine je situative Inszenierung von Blindheit aus-handeln. Diese entwickelt sich vor dem Hintergrund des moralischen Dilemmas des Helfens (wann ist Hilfe erwünscht, und muss man jede Hilfe dankbar entgegennehmen?) und der mit ihm verbundenen Möglichkeiten von Gefährdung, Bewahrung oder Demonstration blinder Kompetenz im Straßenverkehr. Sie geht einher mit dem Finden einer pragmatischen Lösung für die gemeinsame Raumkonstruktion in einem miteinander aus-handelnden Spiel. Der blinde Protagonist legt dabei einen ganz bestimmten, in allen Situationen wiederfindbaren Stil an den Tag, nämlich den einer heiter-harmonischen zielgerichteten Zurückhaltung,⁶ der als seine grundlegende Handlungsstrategie sowohl zur Durchsetzung seines entworfenen Handlungsziels als auch seiner Selbstinszenierung wirkt.

Die Wegauskunft nämlich misslingt regelmäßig und >vorhersehbar< wegen der in Abschnitt 4 geschilderten Irreziprozitäten. Aber weit davon entfernt, dieses Scheitern als einen Abbruch möglicher Interaktion zu inszenieren, wird es vielmehr durch den blinden Akteur zum Grundstein seiner Blindheitsinszenierung herangezogen, da er hierin allererst auf die Irreziprozität zweier Perspektiven aufmerksam machen kann. Er führt seinen Gesprächspartnern und -Partnerinnen aber nicht etwa einen hilfsbedürftigen blinden Behinderten vor Augen, sondern inszeniert sich als durch selbst nicht zu verantwortendes Unbill - ja vielleicht sogar durch Ungeschicklichkeit der Gesprächspartner - behinderten kompetenten Blinden. Sie hätten ihm ja auch eine adäquate Wegauskunft erteilen kön-

nen. Die Auskunft gebenden Sehenden werden schließlich erst durch das Scheitern der Wegauskunft zu Begleitern und Helfern eines Blinden.

Diese Blindheitsinszenierung möchte ich als Schritt weg von dem Management von Stigma und hin zur Normalisierung von Blindheit verstehen (vgl. Goffman 1975: 169): Blindheit ist nicht mehr per se stigmatisiert (vgl. Manzo 2004), sie ist vielmehr präsentierbar und inszenierbar als eine >normale< soziale Identität. Sie ist lediglich so diskreditierbar, wie jeder Sehende auch diskreditierbar ist, durch widrige Umstände, in denen z.B. eine unnötige und unsachgemäße Hilfe aufgedrängt wird und eventuell zum Verlust eigener Körperbeherrschung führt.

Das stereotype Stigma der Hilfsbedürftigkeit löst sich von einer übersituativen und festgelegten Zuordnung eines Sets von Merkmalen und Eigenschaften zu dem sozialen Typus Blinder ab und wandelt sich zu einer individualisierten Merkmalszuschreibung, die sich in je konkreten Situationen zwischen konkreten Individuen dramatologisch handelnd und interpretierend entweder realisiert oder eben nicht realisiert. So eröffnet sich ein individueller Gestaltungsspielraum durch die Aushandlungsprozesse in einer sozialen Begegnung, welche den allzu vereinfachenden subsumtionslogisch argumentierenden Rollen- und Labelingtheorien (vgl. etwa Scott 1969; Thimm 1985) entgegengesetzt werden kann.

In den hier interpretierten Situationen wird durch den Abschied vom Selbstverständlichen und durch die Hinwendung zu einem eigenen Interaktionsmuster der Differenz von blind und sehend in einem ersten Schritt Rechnung getragen. Die Begleitung geht über die >normale< Wegauskunft hinaus, ist somit dem Wahrnehmungsstil eines Blinden angemessener. Sie ist eine erste Ad-hoc-Lösung für in dieser konkreten Situation aufgetretene Interaktions- und Kommunikationsprobleme, die zwischen den beiden Parts der sozialen Begegnung ausgehandelt wird. Und sie ist eine erste in intersubjektivem Handeln liegende Objektivation zweier verschiedener subjektiver Wahrnehmungsstile. Dies meint aber nicht, dass dieser erste Schritt schon zum Ziel führt. Wir sind inmitten der Entwicklung einer Normalisierung von Blindheit, und d.h. hier der Normalisierung der Interaktion und Kommunikation zwischen einem Blinden und Sehenden in der sozialen Begegnung. Vielleicht wird sich im Verlauf solcher manchmal langwierigen Begleitungen einmal ein Kommunikationsmuster herausbilden, das das Problem der adäquaten Wegauskunft besser zu lösen vermag als die Begleitung. Nach und nach könnte sich dann so ein typisches Wissen darum herausbilden, was in dieser typischen Situation zwischen typischen Interaktionsteilnehmern als typische Handlungsweise angemessen sein kann. Dann wird sich die Gestaltungsfreiheit allerdings im immer fortlaufenden Prozess sozial typisierenden Handelns später wieder eingeschränkt haben, indem nämlich ein neuer Handlungstyp >Wegauskunft< zusammen mit und für den blinden Straßenverkehrsteilnehmer generiert

werden wird, der sukzessive Wege und Methoden der - möglicherweise und hoffentlich auch gelingenderen - sozialen Konstruktion eines gemeinsamen Raumes zwischen Blinden und Sehenden vorgezeichnet haben wird.

Somit wäre schließlich aus ersten Objektivationen bereits eine Institutionalisation⁷ geworden, die - entstanden aus den Externalisierungen der jeweiligen Wahrnehmungsstile und der Typenbildung durch die Akteure innerhalb der sozialen Begegnungen - nun ihrerseits ein soziales Faktum geworden wäre, das wiederum als eine Rückwirkung und soziale Standardisierung nunmehr von den blinden und den sehenden Gesellschaftsmitgliedern internalisiert und sozialisiert werden könnte. Hier hätte sich dann die von Berger und Luckmann ausgearbeitete dialektische Kreisbewegung von Externalisierung/Typisierung, Objektivation/Institutionalisierung und Internalisierung/Sozialisation einmal geschlossen (vgl. Berger/Luckmann 1969; Knoblauch 2005).

7. Typisierung, Normalität und Differenz

Um diesen Prozess von Typisierung und Normalisierung innerhalb der sozialen Begegnung auch theoretisch für die Disability Studies fruchtbar machen zu können, möchte ich nochmals auf Schütz zurückgreifen. Ich meine hier die erste Idealisierung des Alltages, welche eine Kongruenz der subjektiven Relevanzsysteme annimmt. Diese bezieht sich auf das Gesamt der subjektiv relevanten und sinnsetzenden, kognitiven oder verkörperten Verstehensleistungen, die für ein Subjekt zur Auslegung und handelnden Bewältigung seines Alltags ausschlaggebend sind. Diese Relevanzen unterscheiden sich zwar von Subjekt zu Subjekt nach Klassen- und Gruppenzugehörigkeit, Lebens- oder Wahrnehmungsstil, professionellen Standards oder sogar individuellen Vorlieben. Solche biographischen Unterschiede werden aber durch diese Idealisierung aufgehoben und den pragmatischen Zwecken einer alltäglichen sozialen Begegnung angepasst. »Aufheben« heißt hier nicht, dass die biographischen Unterschiede unberücksichtigt blieben. Sie werden entweder für die pragmatischen Zwecke gemeinsamen Handelns ausgeklammert oder im Sinne des von G.H. Mead so genannten »taking the role of the other« mit ins Spiel gebracht. Solche Unterschiede werden dann innerhalb des Wissensvorrates einer Gesellschaft als soziale Typen sedimentiert, die das erwartbare typische Verhalten typischer Zeitgenossen in typischen Situationen typischen anderen gegenüber regeln. Denn Verstehen ist nach Schütz (2004a) immer Verstehen von Typischem, d.h. ein Verstehen mit Hilfe von übersituativen, in ihrem Horizont auf gemachte und noch zu machende Erfahrung bezogene Typen von transsituativer Allgemeinheit.

Soziale Typen sind aufgrund ihrer Genese in der sozialen Begegnung

sowohl an die unmittelbare Erfahrung des Subjekts gebunden als auch sozial vermittelt. Das subjektive Erleben der Sozialwelt spielt sich in einem Kontinuum ab, auf das sich die in Anonymität und Bestimmungsgrad unterschiedlichen Formen der Typik beziehen. Auf der einen Seite befinden sich die lebendigen, unmittelbaren und wechselseitigen Wir-Beziehungen sozialer Begegnungen mit ihren hochgradig bestimmten und nicht anonymen Personaltypen, wie etwa mein stark sehbehinderter Freund Thomas. Ungefähr in der Mitte liegen die bereits weniger bestimmten und stärker anonymisierten Funktionärstypen, wie die für die Ausstellung und Verlängerung des Schwerbehindertenausweises zuständige Sachbearbeiterin im Landschaftsverband. Hier steht die Anonymität sozialer Abläufe bereits im Vordergrund. Am anderen Ende befinden sich die hochgradig anonymisierten und schwer zu bestimmenden Typen von Kollektiva, wie die Weltgesellschaft aller Behinderten dieser Erde. Typen lassen sich mehr oder weniger, zum Teil aber auch gar nicht, in lebendige Wir-Beziehungen zurückführen. In sozialen Begegnungen werden soziale Typen generiert, und umgekehrt nehmen in solchen Typen sedimentierte Elemente des sozialen Wissensvorrats auch Einfluss auf diese Begegnungen. Man hat eine Vorstellung von dem Typ >Blinder<, bevor man vielleicht jemals einem Repräsentanten dieses Typus einen Weg beschrieben hat oder sich mit ihm unterhalten konnte.

Die Ergebnisse dieser Untersuchung lassen sich nun also erneut und präziser vor dem Hintergrund der Schütz'schen Überlegungen wie folgt formulieren: Das typische Wissen Sehender über Blinde zeigt sich hier an bestimmten Handlungspraktiken wie dem Zeigen, der Verwendung von Landmarken und Richtungsangaben. Das bedeutet, dass dieses Typenwissen auf hochgradig anonyme und unbestimmte, am >normalen Erwachsenen, einem >Jedermann<, einer >Jedefrau< orientierte Typen zurückgreift. Es hat also keinen den wirklichen Herausforderungen innerhalb einer sozialen Begegnung zwischen Blinden und Sehenden angemessenen Inhalt. Eigentlich liegt damit überhaupt kein bestimmter sozialer Typus >Blinder im Straßenverkehr vor.

So wird zunächst durch die Unangemessenheit der Interaktion und Kommunikation Behinderung sozial produziert. Hier ist also endlich der soziale Ort gefunden, an dem ein echtes Defizit nachweisbar wird. Und zwar sind nicht Blinde oder allgemein Behinderte defizitär, sondern der soziale Typenhaushalt ist es. Ja, mehr noch: »Normale« Mitglieder der Gesellschaft werden gerade dadurch erst zu Nicht-Behinderten, dass der sozial sedimentierte Typenhaushalt für sie und die Probleme, die im Umgang mit ihnen zwangsläufig entstehen, allererst verbindliche Handlungsleitlinien vorgibt. Das soziale Modell von Behinderung lässt sich also an dieser Stelle kultursoziologisch bzw. - präziser noch - Wissens- und körpersociologisch fundieren.

Allerdings kann im Fortgang der konkreten Situation auch weiteres,

neues Typenwissen generiert werden. Und zwar dann, wenn auf die bestimmten, dem Wahrnehmungsstil eines Blinden immanenten Bedürfnisse eingegangen wird. Wegauskünfte bergen also auch die Möglichkeit in sich, durchaus eine >Enthinderung< erzeugen zu können. Es wird dann ein neuer, bestimmterer Typus >Blinde im Straßenverkehr und >Wegauskünfte für Blinde im Straßenverkehr entwickelt. Der hochgradig anonyme Typus >Jedermann< und >Jedefrau< ist damit einem weniger anonymen und bestimmteren Typus gewichen.

8. Normalität und Differenz in wissenssoziologischer Perspektive

Carol Thomas (1999: ioiff.) hat gezeigt, dass innerhalb der Disability Studies das Thema von Normalität, Differenz und Identität anhaltend kontrovers diskutiert wird. Auf der einen Seite steht eine eher essenzialistische Position, die etwa von Jenny Morris (1991) und Susan Wendell (1996) vertreten wird. Sie geht von einem primär biologisch bestimmten Körper aus, dem dann kulturelle Bedeutungen zugeschrieben werden. Morris betont die differente körperliche und kognitive Erfahrung Behinderter in Abgrenzung gegen die Normalität des Durchschnitts (Morris: 17) als positives Merkmal und nicht als negative Abweichung oder Defizit. Wendell diskutiert differente Subjektivität als mehrfach-überlappende Differenzen (Wendell: 70). Einen besonderen Zugang zu Behinderung biete deren körperliche und kognitive Erfahrung, woraus ein diesbezüglicher »epistemic advantage« Behinderter entspringe (ebd.: 5). Auf der anderen Seite findet sich die poststrukturalistisch-dekonstruktivistische Position, die etwa von Margrit Shildrick und Janet Price (1996) vertreten wird. Sie betrachten auch den Körper und leibliche Erfahrung als vollständiges Produkt von Diskursen. Es gebe keine unmittelbare stabile Erfahrung von Körperlichkeit und auch keinen >epistemic advantage< Behinderter in der Erfahrung von Behinderung. Identität sei provisorisch und wandelbar, und empfohlen wird daher die Präsentation einer »transgressive resistance« (Shildrick/Price: 107).

Diese ungelösten Widersprüche werden auch innerhalb der Disability Studies realisiert (Davis 2001; Shakespeare/Watson 2001; Barnes/Mercer 2002: 140f.). So wird gefragt, worin bei aller Differenz noch die Einheit und der Zusammenhang von Behinderten und Behinderung zu finden sein kann. Darüber hinaus ist auf der einen Seite unklar, wer was über welche Behinderungsgruppe aussagen kann, auf der anderen Seite aber wird Behinderung als ein tendenziell universelles Phänomen betrachtet. So schreibt Rosemary Garland-Thompson: »Behinderung im weitesten Sinne ist vielleicht die grundlegendste menschliche Erfahrung; jede Familie ist davon berührt, und wenn wir lange genug leben, wird jeder von uns einmal

behindert sein.« (Garland-Thompson 2003: 421) Obwohl die Disability Studies das soziale Modell von Behinderung betonen, sind sie meines Erachtens auf theoretischer Ebene in eine Zwickmühle geraten: Hier eine emanzipatorisch motivierte Überbetonung entweder sozioökonomischer oder kultureller Faktoren - dort eine diskurskritische, differenzbetonende Auflösung aller InterSubjektivität und Sozialität. Darin bleibt trotz einer partiellen Zuwendung zu phänomenologischen Studien über das subjektive Erleben von Behinderung der Status von Subjektivität im Verhältnis zu sozioökonomischen und kulturellen Faktoren ungeklärt, wie u.a. an dem noch nicht aufgelösten Widerspruch zwischen impairment und disability ablesbar wird (vgl. Hughes/Paterson 1997; Crow 1996).

Auch die Kontroverse um Normalität, Identität und Differenz innerhalb der Disability Studies lässt sich durch die Integration der Aspekte Wahrnehmungsstil, soziale Typik und Sozialisation von kulturell standardisierten kognitiven Mustern in ein differenzierteres Konzept von Normalität aufheben. Eine materialgesättigte Reflexion auf mögliche Gemeinsamkeiten von Intersubjektivität und Sozialität zwischen Behinderten und Nicht-Behinderten im Hinblick auf deren theoretisch allgemeine und interaktiv besondere Umstände vermag sowohl Differenz als auch Normalität theoretisch zu fassen und miteinander zu vermitteln. Dies ist meiner Ansicht nach bedeutsam, um die von den Disability Studies entwickelten Konzeptionen einer positiv zu bewertenden Differenz und der sozialen Konstruiertheit von Behinderung begründen zu können. Im Begriff der jeweiligen Wahrnehmungsstile ist meines Erachtens zum einen eine materiale Basis für die Identität von jeweiligen Formen der Beziehung zur Welt gefunden, worin der Materialismus der englischen Schule der Disability Studies (etwa Shakespeare/Watson 2002) aufhebbar ist. Zum anderen bewahrt der Begriff des sozialen Handelns in typischem Wissen um den je anderen Mitmenschen und sein typisches Handeln in typischen Situationen und des in perceptiven Handlungen hochgradig routinisierten Alltagswissens die soziokulturelle Prägung im Sinne eines kulturellen Modells von Behinderung (Waldschmidt 2005).

Somit sind die Soziologie von Behinderung und die Disability Studies nicht mehr lediglich von der allgemeinen Soziologie abgetrennte Spezialdisziplinen. Vielmehr sind sie durch die mikrosoziologische Detailanalyse sozialen Handelns und dessen soziokultureller Prägung in einer allgemeinen Wissens- und Körpersoziologie fundiert. Sie rekonstruieren daher nicht bloß die »soziale Wirklichkeit von Menschen mit Behinderungen« (Cloerkes 1997: 3), sondern betrachten diese Wirklichkeit als prozesshaft in sozialem Handeln zwischen Gesellschaftsmitgliedern differenter sozialer Typen erzeugt und im sozialen Wissenshaushalt sedimentiert. Hier bilden >behinderte< und >nicht behinderte< Menschen nur ein Beispiel unter vielen.

Anmerkungen

- 1 Dieser Beitrag basiert auf der vom Autor 2005 an der Universität Dortmund vorgelegten Dissertation, die 2006 unter dem Titel *Geradeaus ist einfach immer geradeaus* erschienen ist.
- 2 Über die Beschreibung und Rekonstruktion des subjektiv sinnhaften Handlungsentwurfs, in den Wahrnehmung als ein Teil einbezogen ist, soll der Zugang zu einem Bereich auferlegter sinnlicher Struktur gefunden werden, der dem subjektiven Entwurfvorausgeht, aber in ihm als perzeptive Komponente aufgenommen, mitverarbeitet und angeeignet wird. Wahrnehmung soll demnach eine bestimmte Art des Handelns sein, nämlich wahrnehmendes Handeln, das wesentlich von der Wahrnehmung geformt ist und in dessen Handlungsentwurf Wahrnehmung auch routinehaft mitberücksichtigt wird.
- 3 Seit 1988 präsentiert der »Dialog im Dunkeln« mit immensem Erfolg für sehende Besucher die Erlebniswelt Blinden in völliger Dunkelheit. Andere Veranstalter, wie etwa der Verein Blinde und Kunst seit 1993 oder die blinden Kuh, ein Restaurant im Dunkeln (seit 1999), variieren dieses Grundkonzept.
- 4 »Ich und er lernen es als gegeben hinzunehmen, dass Unterschiede der Auffassung und Auslegung, die sich aus der Verschiedenheit meiner und seiner biographischen Situation ergeben [...], für unsere gegenwärtigen praktischen Zwecke irrelevant sind.« (Schütz/Luckmann 1979: 74)
- 5 »Wäre ich dort, wo er jetzt ist, würde ich die Dinge in gleicher Perspektive, Distanz, Reichweite erfahren wie er.« (Schütz/Luckmann 1979: 74)
- 6 Was keinesfalls heißen soll, dass diese Strategie eines Blinden auch als beste aller Strategien empfohlen werden soll.
- 7 Institution ist hier nicht im Sinne einer >totalen Institution gemeint, wie dieser Begriff u.a. für Behindertenheime im Anschluss an Goffman benutzt wird. Vielmehr meint Institution ganz allgemein alle sozialen Einrichtungen, Übereinkünfte und Verabredungen wie etwa Normen, Rollen und Handlungszusammenhänge, die eine allgemein sozial verbindliche Geltung haben und deren Durchsetzung mit sozialen Sanktionen verbunden ist.

Literatur

Barnes, Colin/Mercer, Geof (2002): *Disability. Key Concepts*, Cambridge: Polity Press.

- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1969): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt a.M.: M. Fischer.
- Bergmann, Jörg R. (1985): »Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit. Aufzeichnungen als Daten der interpretativen Soziologie«. In: Wolfgang Bonß/Heinz Hartmann (Hg.): *Entzauberte Wissenschaft. Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung*, Sonderband 3 von »Soziale Welt«, Göttingen: Schwartz, S. 299-320.
- Bergmann, Jörg R. (1988/1989): *Ethnomethodologie und Konversationsanalyse*, Studienbrief mit drei Kurseinheiten, Fern-Universität GHS Hagen.
- Bühler, Karl (1965): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*, 2. Auflage, Stuttgart: Gustav A. Fischer.
- Cloerkes, Günther (1997): *Soziologie der Behinderten*, Heidelberg: Winter.
- Crow, Liz (1996): »Including All Our Lives. Renewing the Social Model of Disability«. In: Colin Barnes/Geof Mercer (Hg.): *Exploring the Divide*, Leeds, S. 55-72.
- Davis, Lennard J. (2001): »Identity Politics, Disability, and Culture«. In: Gary L. Albrecht (Hg.): *Handbook of Disability Studies*, Thousand Oaks: Sage Publications, S. 535-545.
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*, Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Garland-Thomson, Rosemary (2003): »Andere Geschichten«. In: Petra Lutz/Thomas Macho/Gisela Staupe/Heike Zirden (Hg.): *Der[im]perfekte Mensch*, Köln/Weimar/Wien: Böhlau, S. 426-433.
- Geertz, Clifford (1994): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (1975): *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gross, Peter (1981): »Ist die Sozialwissenschaft eine Textwissenschaft?«. In: Peter Winkler (Hg.): *Methoden der Analyse von Face-to-Face-Situationen*, Stuttgart: Metzler, S. 143-167.
- Hitzler, Ronald (1988): *Sinnwelten. Ein Beitrag zum Verstehen von Kultur*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hitzler, Ronald (1996): »Der in die Polizeiarbeit eingebundene Bürger. Zur symbolischen Politik mit der bayerischen Sicherheitswacht«. In: Jo Reichertz/Norbert Schröer (Hg.): *Qualitäten polizeilichen Handelns. Beiträge zu einer verstehenden Polizeiforschung*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 30-47.
- Hitzler, Ronald/Soeffner, Hans-Georg (1994): »Hermeneutik als Haltung und Handlung. Über methodisch kontrolliertes Verstehen«. In: Norbert Schroer (Hg.): *Interpretative Sozialforschung. Auf dem Wege zu einer hermeneutischen Wissenssoziologie*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 28-51.

- Honer, Anne (1993): *Lebensweltliche Ethnographie. Ein explorativ-interpretativer Forschungsansatz am Beispiel von Heimwerker-Wissen*, Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.
- Howes, David (Hg.) (1991): *The varieties of sensory experience. A sourcebook in the anthropology of the senses*, Toronto: University of Toronto Press.
- Hughes, Bill/Paterson, Kevin (1997): »The Social Model of Disability and the Disappearing Body. Towards a sociology of impairment«. In: *Disability s[Society* 12 (3), S. 325-340.
- Husserl, Edmund (1972): *Erfahrung und Urteil*, Hamburg: Meiner.
- Kendon, Adam (1990): *Conducting Interaction*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Klein, Wolfgang (1982): »Local deixis in Routdirection«. In: Robert J. Jarvela/Wolfgang Klein (Hg.): *Speech, Place and Action. Studies in Deixis and Gesture*, Chichester/New York/Brisbane/Toronto/Singapore: Wiley and Sons, S. 161-182.
- Knoblauch, Hubert (2005): *Wissenssoziologie*, Konstanz: UVK.
- Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik (Hg.) (1995): *Sehsucht. Über die Veränderung der visuellen Wahrnehmung*, Göttingen: Steidl.
- Loew, Martina (2001): *Raumsoziologie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Manzo, John F. (2004): »On the Sociology and Social Organization of Stigma. Some Ethnomethodological Insights«. In: *Human Studies* 27, S. 401-416.
- Merleau-Ponty, Maurice (1984): *Das Auge und der Geist. Philosophische Essays*, Hamburg: Meiner.
- Morris, Jenny (1991): *Pride Against Prejudice. Transforming Attitudes to Disability*, London: The Women's Press.
- Ryave, A. Lincoln/Schenkein, James N. (1974): »Notes on the Art of Walking«. In: Roy Turner (Hg.): *Ethnomethodology. Selected Readings*, Harmondsworth/Middlesex: Penguin, S. 265-274.
- Saerberg, Siegfried (2003): »>alles klar! Ein Plädoyer für die alltägliche Inszenierung von Blindheit«. In: Gisela Hermes/Swantje Köbsell (Hg.): *Disability Studies in Deutschland - Behinderung neu denken! Dokumentation der Sommeruni 2003*, Kassel: Bifos, S. 228-232.
- Saerberg, Siegfried (2006): »Geradeaus ist einfach immer Geradeaus«. *Eine lebensweltliche Ethnographie blinden Raumes*, Konstanz: UVK.
- Schegloff, Emanuel A./Jefferson, Gail/Sacks, Harvey (1977): »The preference for self-correction in the Organization of repair in conversation«. In: *Language* 53, S. 361-382.
- Schroer, Norbert (1997): »Wissenssoziologische Hermeneutik«. In: Ronald Hitzler/Anne Honer (Hg.): *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 109-129.
- Schütz, Alfred (2004a): »Common-Sense und wissenschaftliche Interpretation menschlichen Handelns«. In: Jörg Strübing/Bernd Schnettler

- (Hg.): *Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte*, S. 155-198, Konstanz: UVK.
- Schütz, Alfred (2004b): »Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie«. In: ders.: *Werkausgabe*, Bd. 2, hg. von Martin Endreß und Joachim Renn, Konstanz: UVK.
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1979/1984): *Strukturen der Lebenswelt*, 2 Bde., Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Scott, Robert A. (1969): *The making of blind man. A study of adult socialization*, New York: Russel Sage Foundation.
- Shakespeare, Tom/Watson, Nick (2001): »Making the Difference. Disability, Politics, and Recognition«. In: Gary L. Albrecht (Hg.): *Handbook of Disability Studies*, Thousand Oaks: Sage Publications, S. 546-564.
- Shakespeare, Tom/Watson, Nick (2002): »The social model of disability. An outdated ideology?«. In: *Research in Social Science and Disability* 2, S. 9-28.
- Schildrick, Margret/Price, Janet (1996): »Breaking the boundaries of the broken body«. In: *Body and Society* 2 (4), S. 93-113.
- Soeffner, Hans-Georg (1989): *Auslegung des Alltags, der Alltag der Auslegung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Srubar, Ilja (1979): »Die Theorie der Typenbildung bei Alfred Schütz. Ihre Bedeutung und ihre Grenzen«. In: Walter Sprondel/Richard Grathoff (Hg.): *Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften*, Stuttgart: Enke, S. 43-64.
- Srubar, Ilja (1988): »Alfred Schütz' Konzeption der Sozialität des Handelns«. In: Elisabeth List/Ilja Srubar (Hg.): *Alfred Schütz. Neue Beiträge zur Rezeption seines Werkes*, Amsterdam: Rodopi, S. 145-157.
- Thimm, Walter (1985): »Soziologische Aspekte von Sehschädigungen«. In: Waldtraut Rath/Dieter Hudelmayer (Hg.): *Pädagogik der Blinden und Sehbehinderten*, Handbuch der Sonderpädagogik, Bd. 2, Berlin: Carl Marhold, S. 535-568.
- Thomas, Carol (1999): *Female Forms. Experiencing and understanding disability*, Buckingham, Philadelphia: Open University Press.
- Waldschmidt, Anne (2005): »Disability Studies: Individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung?«. In: *Psychologie c? Gesellschaftskritik* 29 (1), S. 9-31.
- Wendell, Susan (1996): *The Rejected Body. Feminist Philosophical Reflections on Disability*, London: Routledge.